

Bemerkungen über das evozierende Sprechen in der Logik von Georg Misch*

In seinem philosophischen Hauptwerk *Mensch und Welt. Grundlinien einer Philosophie des Geistes*¹ entwickelt Theodor Litt die tief beunruhigende „Zweideutigkeit im Verhältnis zur Natur“ (110 ff.). Auf der einen Seite erscheint uns die Natur als „Sache“, als ein von sich aus noch ungeformtes Material, das der Mensch zu bearbeiten hat und das er für seine Zwecke beliebig gebrauchen kann. Als Mittel zu ihrer Beherrschung hat sich die moderne Naturwissenschaft und auf ihrem Boden die moderne Technik entwickelt. Aber daneben gibt es, wenn auch heute durch diesen ersten Aspekt weitgehend verdeckt, noch eine andre Natur. Das ist eine Natur, die von sich aus zum Menschen spricht und von deren „Anrede“ sich der Mensch angesprochen fühlt. Diese Natur besitzt ein Eigenwesen, in dem sie sich dem Menschen offenbart. Litt spricht, um diese Wirkung zu fassen, in einem betonten Sinn von einem „Eindruck“, den sie auf den Menschen macht: „So aber tritt die Natur als ‚Eindruck‘ dem Menschen gegenüber: mit unwiderstehlicher Lockung an sich ziehend und doch auch ein Geheimnis in sich bergend, das nur im Durchstoßen der lockenden Form ergründet werden kann“ (63).

Wenn aber der Mensch sich in dieser Weise von der Natur angesprochen fühlt, dann entsteht die Frage, wie er auf ihren Anruf angemessen antworten kann. Die Mittel des reinen Sachdenkens, das ausschließlich auf dem Verstand beruht und in dem notwendigerweise „das Gemüt zum Stillschweigen verurteilt“ ist (111), erweisen sich hier als unangemessen. Der Mensch wird hier als ganzer, „als totale Wesenheit, mit seinem ganzen Soll und Haben“ (110), in Anspruch genommen. Wenn er aber nicht im bloßen Gefühl verharren und sich in Talmigefühlen und künstlichen Seelenwallungen“ (110) verlieren will, wie es sich bei der Wendung gegen den Verstandesgebrauch verführerisch leicht einstellt, entsteht die Frage nach einer angemessenen Form der Antwort. Diese geschieht in der Sprache, oder genauer: in einer für diese Aufgabe geeigneten Sprache. Litt entwickelt hier, auf frühere Gedanken Schellings hinweisend, die großartige Konzeption, daß in dieser Sprache sich nicht nur der Mensch entfaltet, sondern durch diese Tat des Menschen zugleich die Natur selber zur Vollendung kommt. „In der Sprache vollendet sich wie die Artikulierung des Selbst so und erst recht die Artikulierung der Welt. Durch sie wird die in [61/62] schauender Hingabe erschlossene und erweckte Wirklichkeit zu einem Kosmos beharrender Gestalten fort- und emporgebildet. Dieser Kosmos vollendet das in der Welt Angelegte, indem er es ausspricht. In ihm ... kommt die Welt selbst zum Reden ... So wird im Werden der Sprache das Werden der Welt auf höherer Stufe fortgeführt. Im sprechenden Menschen spricht die Welt mit sich selber“ (191 f.).

Wie aber muß die Sprache beschaffen sein, damit sie eine solche Leistung hervorbringen kann? Litt scheint dieser Frage, was die Eigenart der hier angemessenen Sprache angeht, nicht weiter nachgegangen zu sein. Und doch ist sie von höchster Wichtigkeit für eine den hier entstehenden Ansprüchen genügende Erkenntnislehre. An dieser Stelle kann vielleicht der von Georg Misch in seinen Logik-Vorlesungen entwickelte Begriff eines *evozierenden Sprechens*

* Erschienen in: Josef Derbolav, Clemens Menze, Friedhelm Nicolin (Hrsg.), Sinn und Geschichtlichkeit. Werk und Wirkungen Theodor Litts. Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1980, S. 61-77. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Th. Litt: Mensch und Welt. Grundlinien einer Philosophie des Geistes. 2. Aufl. Heidelberg 1961. Im folgenden zitiert mit bloßer Seitenzahl.

weiterführen. Dieser meint damit eine Form des sprachlichen Ausdrucks, die, über die Möglichkeiten eines abstrakt begrifflichen Denkens hinausgehend, nicht nur imstande ist, in einem nur hinweisenden Sprechen den sich der direkten Aussage entziehenden Gedanken hervorzulocken, sondern zugleich, wie Misch gern sagt, in der Berührung des Worts die Dinge zum „Erzittern“ zu bringen, so daß sie sich von sich aus, in ihrer eigenen „Selbstdarstellung“, dem Menschen offenbaren. Die Parallele zu der angeführten Äußerung Litts liegt auf der Hand.

Beide Denker, Georg Misch, geboren 1878, und Theodor Litt, geboren 1880, sind genaue Zeitgenossen. Sie sind durch dieselbe Zeitsituation geprägt und, wenn auch von verschiedenen Seiten herkommend, durch dasselbe Streben verbunden: ausgehend von der in Dilthey angebahnten Selbstbesinnung der Geisteswissenschaften zu einer umfassenden Begründung der Philosophie im ganzen vorzudringen. Darum mag es aussichtsreich erscheinen, die Gedanken des einen mit denen des anderen vergleichend zusammenzunehmen und zu versuchen, im Sinne einer weiterführenden Systematik den einen vom andern her zu ergänzen oder wenigstens in seiner Absicht deutlicher hervortreten zu lassen.

In seinen während seiner Göttinger Lehrtätigkeit regelmäßig wiederholten Vorlesungen über „Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens“ unternimmt Georg Misch den Versuch einer radikalen Erweiterung der überlieferten Logik. Weil er den Ertrag dieser Vorlesungen nicht mehr hat veröffentlichen können², und dieser in seinen veröffentlichten Arbeiten³ nur in unzureichenden Teilaspekten sichtbar wurde, haben seine Bemühungen bisher keine Beachtung gefunden. Und dennoch scheint mir, daß hier bestimmte Ansätze gemacht sind, die es verdienen, in die gegenwärtige Grundlagendiskussion hineingenommen zu werden, ja, die hier an einer entscheidenden Stelle weiterzuführen versprechen. In dieser Richtung soll hier ein erster, vorläufiger Hinweis gegeben werden. [62/63]

Anstatt die logischen Formen (Begriff, Urteil, Schluß) in einer „morphologischen“ Betrachtung als einen in sich ruhenden Bereich zu behandeln, fragt Misch im Zuge seines lebensphilosophischen Ansatzes in genetischer Hinsicht nach dem Ursprung dieser Formen im Leben und sucht den Weg zu verfolgen, auf dem sich aus den ursprünglichen Weisen eines sinnvollen Verhaltens inmitten einer immer schon verstandenen Welt, wie sie dem Menschen noch

² Die Ausgabe dieser Vorlesungen, die Misch während seiner Göttinger Lehrtätigkeit in regelmäßigem Abstand gehalten hat, wird von Frithjof Rodi vorbereitet. Weil sich die mühsame Arbeit an dieser Ausgabe noch einige Zeit hinausziehen dürfte, wage ich diesen vorbereitenden Hinweis auf eines der dort behandelten Probleme. Herrn Rodi verdanke ich die Überlassung einer Rohübertragung der Handschrift. Ich zitiere aus Konvolut VII mit „VII“ und folgender Seitenzahl, aus dem zumeist benutzten Konvolut XIV mit einfacher Seitenzahl der für die Editions Zwecke eingeführten Paginierung der fotokopierten Handschriften. Die Zitierung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Weil die Übertragung des Textes noch nicht lückenlos gelungen ist, muß mit einer gewissen Unsicherheit in der Wiedergabe der Zitate, gelegentlich auch in der Darstellung des Gedankengangs gerechnet werden. Eingefügte Wörter sind in eckige Klammern gesetzt, Unsicherheiten in der Entzifferung mit einem Fragezeichen bezeichnet.

³ Von den veröffentlichten Arbeiten kommen in Frage: G. Misch: Vorbericht. In: W. Dilthey. Gesammelte Schriften. Band 5. Leipzig und Berlin 1924, VII-CXVII; Misch: Die Idee der Lebensphilosophie in der Theorie der Geisteswissenschaften. In: Österreichische Rundschau 20 (1924), S. 359-372. Wiederabdruck in: Vom Lebens- und Gedankenkreis Wilhelm Diltheys. Frankfurt a. M. 1947, S. 37-51; Misch: Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel. Leipzig und Berlin 1926, 2. Aufl. Bern 1950; Misch: Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl. Bonn 1930. 3. Aufl. Darmstadt 1967 (im folgenden zitiert mit L und Seitenzahl). – Vgl. auch O. F. Bollnow: Lebensphilosophie und Logik. Georg Misch und der Göttinger Kreis. In: Zeitschr. f. philos. Forschung 34 (1980), Heft 3; Bollnow: Zum Begriff der hermeneutischen Logik. In: Argumentationen. Festschrift für Josef König. Hg. v. H. Delius u. G. Patzig. Göttingen 1964, S. 20-42. Wiederabdruck in: Hermeneutische Philosophie. Hg. v. O. Pöggeler. München 1972, S. 100-122.

mit dem Tier gemeinsam sind, die Formen eines sprachlich artikulierten Denkens entwickelt haben.

In der Entwicklung dieses Gedankengangs lassen sich bei Misch zwei Fäden unterscheiden, deren Verschiedenheit sich auch im weiteren Aufbau auswirkt. Der eine geht aus von der immer wieder erhobenen lebensphilosophischen Kritik am abstrakten Verstandesgebrauch: daß dieser außerstande sei, mit seinen groben Begriffen das lebendige Leben zu erfassen, daß das letzte, innerste Leben der Seele sich überhaupt dem sprachlichen Ausdruck entziehe und sich nur dem ahnenden Gefühl offenbare⁴. Demgegenüber weist Misch darauf hin, daß wir unser Leben überhaupt nur soweit „haben“, als wir es auch auszudrücken vermögen. Er betont im Sinne Hegels gegen „die gärende Lebendigkeit, die den Ausdruck verschmäht, daß die Kraft des Geistes nur so groß [ist] wie ihre Äußerung, seine Tiefe nur so tief, als er in seiner Auslegung sich auszubreiten und zu verlieren getraut“ (61).

Diese Äußerung aber geschieht, wie noch zu begründen ist, vor allem in der Sprache. Unser Leben ist, wie es uns gegeben ist, ein immer schon sprachlich geformtes Leben. In diesem Sinne betont Misch: „Alles, was wir unvermittelt zu tun, unvermittelt zu leiden, unvermittelt zu erleben glauben, ja bis ins Leibliche, bis in die asketische Zuckung und den äußersten Überschwang, alles, was uns zu Sinne kommt, ist geboren aus dem Wort, selbst wenn wir nicht mehr darum wissen. Alles, wofür wir, wie man sagt, kein Wort haben, das Unsagliche selber, das scheinbar Wortbefreite, des Wortes Entratende in Jubellied oder Klage – unlösbar drängt es nach dem Wort oder entzieht sich ihm, in Fliehen oder Suchen, verwünscht oder beschworen unter einem großen Schicksal, dem Schicksal oder der Begnadung des Menschen, dem Wort“ (VII 80 f.).

Auch was sich dem begrifflichen Denken entzieht, was „sich nicht voll einfangen läßt in den Aussagesatz in der Weise, wie eine wissenschaftliche Erkenntnis sich in einen Aussagesatz einfangen läßt, so daß man das Gemeinte voll daraus entnehmen kann“ (VII 82), das läßt sich doch auf eine indirekte Weise vermitteln, nämlich so, daß mit Worten auf etwas hingedeutet wird, was in ihnen zwar nicht enthalten ist, aber auf das sie den Blick so zu lenken vermögen, daß der Hörende es als etwas bestimmt Gemeintes erkennen kann. Das ist das evozierende Sprechen. Das, „was nicht durch Begriffe bestimmbar und subsumierbar unter anderes und also unsagbar ist, kann doch durch Worte fixierbar und also unmittelbar aussprechbar sein. Das werden wir denen, die vom arrheton sprechen, entgegenhalten dürfen“ (VII 79). Misch macht darauf auf- [63/64] merksam, daß selbst der die Unsagbarkeit seiner Gesichte betonende Mystiker sich der Sprache bedienen muß, wenn er sie einem andern vermitteln will.

Misch unterscheidet hier zwischen Unsagbarkeit und Unaussprechlichkeit: Vieles, was in der Sprache nicht adäquat in klaren Aussagesätzen wiedergegeben werden kann, was in diesem Sinne also unsagbar ist, das kann doch in anderer Weise sprachlich zum Ausdruck gebracht werden, ist also aussprechbar. Diese terminologische Unterscheidung mag eine etwas willkürliche sprachliche Fixierung sein, aber sie hat den Vorteil, auf einen wesentlichen Unterschied in der Sache hinzuweisen. Das ist nun aber nicht so aufzufassen, als seien beides zwei schlechthin getrennte Bereiche, sondern innerhalb des im weiteren Sinne Aussprechbaren hebt sich der engere Bereich des begrifflich klar Aussagbaren ab. „Das Unausagbare bezeichnet nur die äußerste Grenze des Aussprechbaren und nicht den Gegensatz desselben“ (VII 82).

Dieser Bereich des im bezeichneten Sinn Aussprechbaren, aber nicht Aussagbaren, diese Zwischenzone zwischen dem begrifflich expliziten Sprechen und dem unaussprechbar scheinenden Gefühl, die in der Logik bisher als außerhalb ihres Bereichs liegend unbeachtet geblieben ist, muß in den Umkreis einer universal gefaßten Logik einbezogen werden.

⁴ Vgl. O. F. Bollnow: Die Lebensphilosophie. Heidelberg 1958, S. 47 ff.

Der zweite Ansatz ergibt sich im engeren wissenschaftlichen Bereich. Er entwickelt sich aus der von Dilthey eingeleiteten Bemühung um eine methodische Selbstbegründung der Geisteswissenschaften. Nachdem die Versuche gescheitert waren, die in den Naturwissenschaften bewährten Verfahren auch auf die Geisteswissenschaften zu übertragen, ergab sich, wenn man sich nicht dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit aussetzen wollte, die Aufgabe, eine neue, der Besonderheit ihres Gegenstandes angemessene Form von Begriffen auszubilden. Dilthey hatte so von „Lebensbegriffen“ gesprochen, die imstande seien, das Fließende des Lebens mit gedanklichen Mitteln wiederzugeben. Er formulierte diese Aufgabe: „Es ist, als sollten in einem beständig strömenden Fluß Linien gezogen werden, Figuren gezeichnet, die standhielten.“⁵ Misch nimmt diese Fragestellung auf und betont: „Diese Aufgabe ist lösbar. Wir brauchen nicht dem Leben gegenüber in die Intuition zu flüchten und den Begriffen zu entsagen, aber allerdings gilt es, die festen Begriffe umzubilden, so daß das Veränderliche und Dynamische in ihnen ausgedrückt wird gegenüber dem Bestimmungssystem fester Qualitäten“ (VII 50).

Auch diese Form der Begriffe und das mit ihnen arbeitende geisteswissenschaftliche Verfahren, die später noch zu behandelnde Hermeneutik, müssen ebenfalls in die Bemühung um die Erweiterung der Logik und die Vertiefung ihrer Grundlagen einbezogen werden. Dabei betont Misch, daß der seinerzeit von Dilthey formulierte Gegensatz von Natur- und Geisteswissenschaften nicht als endgültig betrachtet werden dürfe, sondern nur durch die damalige Lage der Wissenschaften bedingt sei, und daß er schon in seinem früheren Aufsatz über „Die Idee der Lebensphilosophie in der Theorie der Geisteswissenschaften“ auf die Notwendigkeit hingewiesen habe, diesen Gegensatz durch eine Erweiterung der logischen Fundamente zu überwinden (131). [64/65]

Misch betrachtet diese auf dem Boden der Lebensphilosophie neu zu begründende Logik als eine bestimmt geartete Fortsetzung der Kantischen transzendentalen Logik. Er spricht im Unterschied zur formalen Logik meist von einer philosophischen Logik (L 114 u. a.), gelegentlich auch von einer hermeneutischen Logik (z. B. L 85), eine Bezeichnung, die dann Hans Lipps aufgenommen und in seinen *Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik*⁶ weiter fortgebildet hat.

Aus dem sehr vielschichtigen Aufbau dieser Vorlesungen soll an dieser Stelle nur ein einzelnes Problem herausgegriffen werden, nämlich das im VIII. Kapitel des zweiten, aufbauenden Teils behandelte Problem des *evozierenden Sprechens*. Wenn es auch schwierig ist, ein einzelnes Glied aus dem größeren Zusammenhang herauszulösen, wenn dabei von manchen übergeordneten Zusammenhängen abgesehen und manches aufs äußerste vereinfacht werden muß, so soll es doch wegen des besonderen Interesses an diesem Thema und als Vorbereitung für eine umfassende Darstellung versucht werden.

Nachdem Misch die Entwicklung des diskursiven Sprechens aus dem vorsprachlichen Lebensverhalten ausführlich verfolgt hat, geht er weiter so vor, daß er in dem (notwendig diskursiven) Sprechen noch einmal zwei Formen unterscheidet, die er als die „rein diskursive Feststellung“ und die „evozierende Aussage“ bezeichnet (vgl. L 94). Das eine ist die in der überlieferten Logik allein behandelte Form des begrifflich scharf gefaßten sprachlichen Ausdrucks, im zweiten sind die bei einer Erweiterung der Logik neu einzubeziehenden Redefor-

⁵ W. Dilthey: Gesammelte Schriften. Band 7. Leipzig und Berlin 1927, S. 280.

⁶ H. Lipps: Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik. Frankfurt a. M. 1938.

men bezeichnet. Die Fassung als zwei „Pole“ deutet an, daß es sich nicht um zwei einander ausschließende Formen handeln soll, sondern um zwei Extreme, zwischen denen die verschiedensten Übergänge möglich sind. Es ist überhaupt die Frage, wieweit es sich um zwei in der gleichen Ebene einander gegenüberstehende Formen oder wieweit es sich um ein sehr kompliziertes Aufbauverhältnis handelt, in dem das evozierende Sprechen einmal als eine undifferenzierte Form dem rein diskursiven Sprechen vorausgeht und zugleich an den Grenzen des rein diskursiven Sprechens wieder über dieses hinausgeht, wie überhaupt das funktionale Verhältnis zwischen den beiden Formen beschaffen ist. Dazu müssen zunächst die beiden „Pole“ gesondert in möglichster Reinheit herausgearbeitet werden.

Die rein diskursive Form des Sprechens ist die, an die wir zunächst denken, weil sie in der Logik fast ausschließlich behandelt ist. Der Fluß der Rede gliedert sich in einzelne, herauslösbare und für sich verständliche Sätze. Misch zählt, um die Mannigfaltigkeit der sich hier bietenden Möglichkeiten zu verdeutlichen, in lockerer Folge verschiedene Typen solcher Sätze auf: die Fest- [65/66] stellung von Tatsachen oder das Aussprechen von Absichten, Definitionen, mathematische Sätze und Naturgesetze. Bei allen Unterschieden liegt das Gemeinsame darin, „daß es lauter Aussagesätze sind, die einen geschlossenen Gedanken ausdrücken, nämlich [so, daß] in ihnen das Gemeinte, wovon die Rede ist, sachlich aufgehoben [ist], derart, daß es aus dem Gesagten voll entnommen werden kann“ (12, vgl. 135, L 45). Misch spricht allgemein von Feststellungen, die hier gemacht werden. Dabei kann es sich um isolierte einzelne Feststellungen handeln, wie „Es ist schönes Wetter heute“, oder auch, was hier vor allem interessiert, um Ergebnisse längerer, in einer Abfolge von Sätzen folgerichtig aufgebauter Überlegungen, die zu einem bestimmten Ergebnis führen. Wesentlich ist, daß der Denkvorgang in dem betreffenden Satz zu einem Abschluß gekommen, also zum Stehen gebracht ist (135). Man „kann damit arbeiten als mit etwas Festem“ (14).

Solche Sätze kommen in reiner Form in den Naturwissenschaften vor, und man wird daher am besten hier die geeigneten Beispiele aufsuchen. Sie kommen aber auch in den Geisteswissenschaften vor, sofern es sich um reine Tatsachenfeststellungen handelt, aber sie sind hier nicht mehr die einzig mögliche Form und versagen, wo es sich um Wesensbestimmungen handelt. Sie begegnen aber auch überall im alltäglichen Leben.

In der Sicht der Lebensphilosophie ergibt sich die (von Misch allerdings nicht weiter verfolgte) Frage, welches die Umstände sind, die zu dieser speziellen Form der Aussage führen. Misch spricht von Feststellungen. Dies Wort führt weiter, wenn man es im vollen wörtlichen Sinn nimmt. Etwas Schwankendes wird festgestellt und steht daraufhin fest. Wie sich dies in den verschiedenen Möglichkeiten auch abwandeln mag, immer handelt es sich darum, daß innerhalb des fließenden Lebens etwas geschaffen wird, auf das man sich berufen kann und mit dem man weiter arbeiten kann. Das hat im handelnden Leben die notwendige Funktion, einen festen Halt zu schaffen, ohne den dieses im Unbestimmten zu zerfließen droht. Aber die so erzielte Festigkeit bedeutet auch wieder eine Erstarrung und kann, wo sie übermächtig wird, sich als Behinderung des Lebens auswirken und dessen Gegenbewegung hervorrufen.

Diese Seite soll hier nicht weiter verfolgt werden; denn der Nachdruck liegt bei Misch auf der zweiten Seite, dem weitgehend unerforschten Problem des evozierenden Ausdrucks. Misch nimmt das Problem in drei, schrittweise tiefer führenden Beispielen in Angriff. Er verdeutlicht den evozierenden Ausdruck zunächst an einem Beispiel aus der lyrischen Dichtung, an Goethes Ballade Der Fischer, die mit den Worten beginnt: „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll, ein Fischer saß daran, sah nach dem Angel ruhevoll ...“ Das soll nicht besagen, daß

der evozierende Ausdruck auf die Dichtung beschränkt sei. Misch geht vielmehr darum von der Dichtung aus, weil in ihr das Wesen des [66/67] evozierenden Ausdrucks am reinsten hervortritt. Er fühlt sich zu diesem Vorgehen um so mehr berechtigt, als Goethe selber von diesem Gedicht gesagt hat, er habe darin das Gefühl des Wassers ausdrücken wollen (25).

Das „Gefühl des Wassers“, das bedeutet keine sachliche Aussage, so wie etwa der Chemiker das Wasser als H₂O bestimmt. Es soll vielmehr das eigentümlich Wohlige, Frische, kurz das „Wasserhafte“ zum Ausdruck gebracht werden, das uns im Sommer zum Baden lockt. Misch spricht von dem »Anmutigen« im Sinne dessen, was uns in dieser Weise anmutet, (und gründet diese Ausdrucksweise, wie er es öfters tut, mit Hinweisen auf Goethes Sprachgebrauch). Er spricht in dieser Weise vom „Anmutungscharakter“ des Wassers (27, 33). Dabei handelt es sich aber nicht im subjektiven Sinn um Gefühle, die wir beim Baden empfinden, sondern um die Sache selbst, die durch die Macht des Worts heraufbeschworen wird oder, wie Misch gern sagt, durch die Berührung des Worts zum Erzittern gebracht wird (etwa 62, 185, L 96).

Er fragt sich nun: Was ist das für eine Art zu sprechen? Der äußeren Form nach scheint es die Erzählung einer Begebenheit zu sein. Aber so ist es offenbar nicht gemeint. Was in der gleitenden Folge der Sätze berichtet wird, dient nur als „Sinnbild“ (43) des Gemeinten, das in den Sätzen selbst nicht aussagbar ist, sondern, weil selbst unsagbar, über die Worte „hinreichend“, „überschwingend“ in ihnen hervorgerufen wird (43). „Das, was da erlebt ist, jenes einzige, eigentümliche Wesen, das durch das Wort Wasser bezeichnet oder nicht eigentlich bezeichnet, sondern aufgerufen wird, diese qualitativ lebendige Realität, wird hier so vergegenwärtigt, daß es in seiner Bedeutsamkeit für die menschliche Lebendigkeit zum Verständnis kommt“ (43). Die einzelnen Sätze [stehen] überhaupt gar nicht für sich, sondern sie sind nur das Mittel, um den Gegenstand in seiner Bedeutsamkeit sehen zu lassen: Die Realität selbst soll hingestellt werden, nicht Aussagen über sie gemacht werden, sondern durch die Aussagen hindurch soll das Verständnis in die erlebte Realität selbst eintreten, sich von ihr (?) erfüllen lassen“ (48).

Das sind gewiß sehr gewagte und leicht mißzuverstehende Formulierungen, aber man muß sie wagen, wenn man bei diesem Gang in unbetretenes Neuland das kaum zu Fassende irgendwie fassen will. Es weist in bestimmte metaphysische Zusammenhänge hinüber, auf die wir beim Abschluß unsres Weges noch einmal zurückkommen müssen. Es ist überhaupt zu bedenken, wie stark Misch in metaphysischen Zusammenhängen dachte. Josef König hat das in seiner Abhandlung überzeugend herausgearbeitet.⁷ Jedenfalls weisen die zuletzt angeführten Sätze darauf hin, daß hier die im rein diskursiven Denken herrschende Spaltung von Subjekt und Objekt aufgehoben ist und eine weit engere Beziehung besteht, in der das in der Sprache zu Wort kommende Verständnis in die Realität „eintritt“, sie gewissermaßen von innen sieht und, wenn ich den Schluß des Satzes richtig gelesen habe, sich von ihr „erfüllen“ lassen will.

Es gibt hier überhaupt keine vom Subjekt unabhängige Wirklichkeit, sondern der Gegenstand (wenn wir nachlässig so sagen dürfen) wird vom Dichter, indem er ihn zur Sprache bringt, überhaupt erst als dieser so und so beschaffene [67/68] hervorgebracht. Misch erklärt: „In den Worten konkretisiert sich etwas, was vor dem Aussprechen desselben noch nicht da war oder nicht so da war. In den Worten ersteht dasjenige, was in ihnen (?) ausgesprochen wird, indem das Ausgesprochene (Gemeinte), der Gegenstand selber von den Worten betroffen ist, gleich[sam] durch die Berührung des Worts durch die Tat der Sprache erzittert“ (62). Misch spricht darum auch gern von der Macht des Worts oder der Macht der Sprache.

Diese Weise des am Dichter verdeutlichten Sprechens bezeichnet Misch als Evozieren. Er faßt das bisher Gewonnene zusammen. „Solche Verwendung der an sich diskursiven Form nennen wir das Evozieren. Die Diskursivität ist hier nichts Selbstgenügsames, sondern dient

⁷ J. König: Georg Misch als Philosoph. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. I. Philologisch-Historische Klasse. Jg. 1967, S. 151-243. Auf diese Darstellung sei allgemein mit Nachdruck hingewiesen.

als Mittel, um das Gemeinte in Sicht zu bringen, vernehmlich zu machen, es durch die Sätze hindurch vor das geistige Auge zu rücken, es selber zur Sprache zu bringen, so daß es laut wird..., es zu evozieren“ (62).

In diesem Sinn handelt es sich, wie Misch es in einer Überschrift formuliert, „um das Evozieren des Unsagbaren an den Grenzen der gegenständlichen Welt“ (75). Dabei wird unter „gegenständlicher Welt“ hier alles verstanden, was im rein diskursiven Sprechen faßbar ist. Ähnlich spricht Misch auch in einer andern Wendung von den „Grenzen des gegenständlichen Wissens“ (81).

Diese Form des dichterischen Ausdrucks bezeichnet Misch, auf die späteren Ausführungen vorwegdeutend, als „hermeneutische Gestaltung“ (35), den so dargestellten Gegenstand im Unterschied zum Gegenstand des theoretischen Verhaltens als „hermeneutischen Gegenstand“ (73, 76, 78). Eine solche sinnbildliche Darstellung „vermittelt nicht bloß eine Vorstellung von dem Gegenstand, sondern legt ihn aus, gestaltet ihn in der Auslegung und öffnet ihn dadurch erst für das Verständnis“ (51 f.).

Im Zusammenhang der übergreifenden logischen Fragestellung ergibt sich hier abschließend der Einwand, daß diese über das rein diskursive Sprechen hinausgehende Vergegenwärtigung einer den Dingen innewohnenden tieferen Bedeutung nur im Rahmen einer dichterischen Phantasietätigkeit möglich sei, daß sie an diese gebunden sei und daß von hier aus kein Weg in die gedankliche Sphäre der wissenschaftlichen Erkenntnis hinüberführt. Demgegenüber unternimmt Misch in seinen weiteren Ausführungen den Nachweis, daß ein solches evozierendes Sprechen durchaus auch in die begriffliche Sphäre hineinreicht und erst hier seine Bedeutung für die weiter aufbauenden Erkenntnisleistungen gewinnt.

Misch entwickelt dies zunächst wieder an einem extremen Grenzfall, der als zweites Beispiel den bisherigen Gedankengang fortführt. Wenn das Entscheidende beim evozierenden Sprechen ist, daß das in ihm Gemeinte über den unmittelbaren sprachlichen Bedeutungsgehalt hinausgeht (81), dann muß sich [68/69] dessen Notwendigkeit am deutlichsten dort zeigen, wo in Religion und Metaphysik vom Unendlichen gesprochen wird; denn „das absolut Unendliche schließt durch sein Wesen die Bestimmbarkeit von sich aus; wird es durch Aussagen betroffen, so wird es dadurch bestimmt und dadurch aufgehoben“ (84). Es kann aber dadurch in den Blick gebracht werden, daß alle bestimmten Aussagen als unzulänglich wieder aufgehoben werden. Misch erinnert daran, daß im christlichen Mittelalter Gott schließlich als „Nichts“ bestimmt wird. Er führt als Beispiel aus dem religiösen Schrifttum die Stelle an: „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben“, und fährt, auf „die logische Form dieser Aussage“ gerichtet, fort: „Das Rauschende solcher Sätze, in denen das religiöse Gefühl sein Äußerstes, das Heilige, sagen möchte, zeigt bei verstandesmäßiger Zergliederung auf den Inhalt des Gesagten hin, daß in diesen Sätzen, wörtlich genommen, überhaupt nichts steht. Der religiöse Ausdruck wirft ja hier die Bilder selbst ab, er setzt zwar mit den Bildern ein, von Sehen, Hören, Fühlen, aber er greift zur reinen Negation derselben. Und seltsamerweise merken wir beim Vernehmen dieser Sätze ihr nur Negatives gar nicht“ (83).

Solche sich in der Negation aufhebende Sätze sind nicht auf den religiösen Bereich beschränkt, so daß man einwenden könnte, man sei einer unfaßbaren Mystik verfallen, wenn man sie in den Umkreis philosophischer Überlegungen einbeziehen wolle. Sie treten auch innerhalb der Philosophie auf, wo es sich um letzte metaphysische Grundlagen oder um letzte Bestimmungen der menschlichen Person handelt. So zieht Misch aus der modernen Lebensphilosophie Bergsons *Einführung in die Metaphysik* heran. Um das hinter der Oberfläche des Bewußtseins liegende tiefere Ich in seinem sich dem begrifflichen Denken entziehenden be-

ständigen Fluß zu erfassen, greift Bergson zu einem Verfahren, das in gewisser Weise dem evozierenden Sprechen entspricht. Er umschreibt das Gemeinte mit einer Vielzahl von Bildern, die dadurch, daß sie einander widersprechen, von der Bindung an das einzelne Bild befreien und so den Blick auf das Gemeinte, nicht direkt Ansprechbare lenken. Er zitiert Bergson: „Kein Bild wird die Intuition der Dauer (d. h. der fließenden metaphysischen Wirklichkeit) ersetzen, aber viele verschiedene Bilder, die ganz verschiedenen Sachreihen entlehnt sind, werden durch das Konvergieren ihrer Wirkungen das Bewußtsein genau auf den Punkt leiten können, an dem eine bestimmte Intuition erreichbar wird.“⁸

Dies Zitat ist besonders geeignet, Mischs eignen, systematisch weiterführenden Gedankengang zu verdeutlichen. Wenn Misch auch bereit ist, auf dem von Bergson eingeschlagenen Weg bis zu einem gewissen Punkt mitzugehen, so weist er im weiteren Fortgang dessen Verfahren doch wieder als unzulänglich zurück. Er stimmt ihm zu im berechtigten Gegensatz gegen die begrifflichen Fixierungen, aber er verweigert ihm die Zustimmung, wenn dieser deswegen in die reine Intuition flüchtet und in dieser ein Letztgegebenes sieht. Demgegenüber betont Misch, daß es in der Philosophie grade darauf ankomme, „den [69/70] Weg von der Intuition wieder zurückzufinden zum Begriff“ (92), doch so, daß die Eigenart des evozierenden Ausdrucks selber erhalten bleibt“ (92). Das erfordert eine neue Art von Begriffen. Misch spricht von lebendigen Begriffen oder Lebensbegriffen. Auf diese hin „geht die Linie der Lebensphilosophie zur Begriffsbildung vorwärts“ (93).

Misch weist darauf hin, daß die Philosophie selber immer wieder, wo es ihr um letzte Aussagen geht, zur Ausbildung solcher evozierender Begriffe gedrängt wird. Er verweist auf den Begriff der Tathandlung bei Fichte oder in der neueren Philosophie den der Transzendenz bei Simmel. Das in solchen Begriffen Gemeinte ist nicht ohne weiteres verständlich, sondern wird es erst durch den Vollzug einer Gedankenbewegung, in der die widersprechenden Bestandteile zu einer Einheit zusammengenommen werden. „Solch einen Begriff darzustellen bedarf es einer ganzen Abhandlung, sie läßt sich in keine Definition zusammenziehen“ (98).

Ein solches Reden ist kein unbeholfenes Stammeln. Auch hier bewegen wir uns im Rahmen der geordneten diskursiven Rede, in der die Wörter einzeln verständlich sind und der Gedanke sich in einer Folge von Sätzen ausdrückt. Aber der Sinn eines solchen Satzzusammenhangs liegt nicht in dem beschlossenen („aufgehoben“), was die Sätze sachlich aussagen, sondern greift über sie hinaus auf ein unausgesprochen in ihnen Gemeintes. Aber durch ein solches Hinausweisen der Sätze über sich selbst entsteht nicht etwa eine Unbestimmtheit oder Zweideutigkeit. Das in ihnen Evozierte ist durchaus „etwas einziges, durchaus Unverwechselbares, Selbiges“ (107), aber es kann nur im Vollzug auf eine „nicht aussagbare, sondern nur realisierbare Weise“ (102) erfaßt, „nur im Vollzug ergriffen werden“ (106).

Der Anwendungsbereich der evozierenden Begriffe geht aber auch über den philosophischen Bereich weit hinaus und reicht auch in die Einzelwissenschaften hinein. „Hieran [an die Verwendung in der Philosophie] schließt sich nun eine weitere, leichter eingehende Verwendung des evozierenden Ausdrucks, die über die philosophische und metaphysische Grundbewegung hinaus in den Bereich der Einzelwissenschaften selbst hineinführt. Auch innerhalb der wissenschaftlichen Praxis läßt sich auf bereits methodisch ausgebildeten Bahnen der Grundzug des Evozierens verfolgen, der dem Wort die Stellung eines Begriffs [der neu zu betrachtenden Art] gibt, dadurch gibt, daß mit dem Hindeuten und Hervorrufen das Festhalten vereinigt [wird], was durch das Treffen des getreuen Ausdrucks geschieht“ (98).

⁸ H. Bergson: Einführung in die Metaphysik. Autorisierte Übertragung. 4. u. 5. Tausend. Jena 1916, S. 10.

Hier setzt Misch mit einem weiteren, dritten Beispiel ein, dem »Evozieren als geisteswissenschaftlicher Methode« (105, 101). Von einem Beispiel muß man auch hier noch sprechen, weil auch dies nur ein Glied im Zuge der gesuchten Theorie des Wissens und kein Abschluß ist. Misch verweilt bei den Geisteswis- [70/71] senschaften, weil sich in ihnen das evozierende Verfahren bereits auf „methodisch ausgebildeten Bahnen“, nämlich als ausgebildete Hermeneutik entwickelt hat.

In den Geisteswissenschaften liegt in der Tat eine solche Form lebendiger Begriffe vor. Misch verweist einleitend, als Bestätigung seines eignen Vorgehens, auf die Art, wie Rudolf Otto im Begriff des Numinosen die ursprüngliche Kraft des Religiösen gegenüber der verbreiteten ethisierenden Verflachung wieder sichtbar machen will. Er zitiert aus der Einleitung zu dessen bekanntem Buch *Das Heilige*: „Da diese [die Kategorie des Numinosen] vollkommen sui generis ist, so ist sie wie jedes ursprüngliche und Grund-Datum nicht definibel im strengen Sinne, sondern nur erörterbar. Man kann dem Hörer zu ihrem Verständnis nur dadurch helfen, daß man versucht, ihn durch Erörterung zu dem Punkte seines eigenen Gemütes zu leiten, wo sie ihm dann selber sich regen, entspringen und bewußt werden muß.“⁹ Misch setzt den hier benutzten Begriff des *Erörterens* mit dem von ihm bevorzugten Begriff des *Evozierens* gleich und sieht in diesen ganz unabhängig entstandenen Formulierungen eine wertvolle Bestätigung seines eignen Vorgehens. Er kennzeichnet es auch als „Abheben der Phänomene“ (121) und sieht dieses wiederum in unmittelbarer Verwandtschaft zu Husserls Phänomenologie.

Misch faßt zusammen: „Von verschiedenen Seiten der Philosophie und der philosophisch orientierten Geisteswissenschaften [geht] ein gemeinsamer, durchgreifender Zug zu der Ausdrucksform hin, die wir als die evozierende bezeichneten und als hermeneutisches Verfahren verfolgten“ (124).

Die in den Geisteswissenschaften gebrauchten Begriffe sind nicht wie die der Naturwissenschaften exakt definierbar. Sie erlauben daher auch nicht, wie es in den Naturwissenschaften möglich ist, endgültige Formulierungen, in denen die Denkbewegung zum Abschluß kommt, indem sie zu einem ein für allemal gewonnenen Ergebnis führt, das man dann lernen und mit dem man weiter arbeiten kann (etwa: im luftleeren Raum fallen alle Körper gleich schnell) (134). Im Gegenteil: „Ihre Begriffe verlieren gerade ihre Ausdruckskraft, sobald sie in terminologischen Gebrauch genommen werden“ (136). Misch verweist als Beispiel auf den Erlebnisbegriff.

Aber – und das ist hier entscheidend – wenn diese Begriffe auch nicht im Sinne der formalen Logik definierbar sind, so sind sie doch darum keineswegs, wie man es ihnen immer wieder vorgeworfen hat, unbestimmt und verschwommen. Sie erfordern vielmehr eine andre Art der Bestimmung. Das ist die sorgfältige Interpretation aus dem Zusammenhang, in dem sie gebraucht werden. Diese läßt sich nicht in einem festen Ergebnis zusammenfassen, sondern nur im Ganzen der Interpretation verdeutlichen. Sie ist darum auch niemals endgültig, sondern in immer neuer Vertiefung fortzuführen. Und das eben ist das in den Geisteswissenschaften ausgebildete hermeneutische Verfahren, auf das Misch dann allerdings, nachdem es einmal ausgesprochen ist, nicht weiter eingeht. [71/72]

Der Unterschied in der Verwendung der Wörter und Begriffe, den wir bisher vom sprachlichen Ausdruck her zu fassen suchten, läßt sich aber noch tiefer begreifen, wenn wir „auch die gegenständliche Seite schärfer ins Auge fassen“ (140). Der Unterschied zwischen den beiden Formen der Diskursivität führt weiter zurück auf den Unterschied im Aufbau der betreffenden Gegenstände. Bei den Naturwissenschaften handelt es sich um Objekte einer theoretischen

⁹ R. Otto: *Das Heilige*. 11. Aufl. Stuttgart und Gotha 1923, S. 7.

Betrachtung mit bestimmten, isolierend hervorgehobenen Eigenschaften. Sie haben nicht von sich aus eine eigne Bedeutung, sondern sie werden erst durch die theoretische Betrachtung in bestimmter Weise geformt. Dabei ist allerdings zu beachten, daß die wissenschaftliche, theoretische Einstellung erst ein sehr spätes Produkt in der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis ist. So haben die Dinge, wie Misch es am Beispiel von Goethes *Fischer* hervorhebt, im alltäglichen Lebensverhalten durchaus ihr Eigenwesen, mit dem sie zu uns sprechen, aber sie verlieren dieses sofort, sobald sie zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung gemacht werden (149). Misch bezeichnet diese Gegenstände der theoretischen Betrachtung, weil sie kein Eigenwesen haben, als „selbstlos“ (151).

Die Gegenstände der Geisteswissenschaften dagegen, wie sie in Religion, Kunst, Recht, Sprache usw. gegeben sind, bedeuten etwas von sich aus, oder, wie Misch auch sagt, sie enthalten „ein Wissen in sich selbst, sofern Erlebnisse selbstbewußter Wesen in ihnen zum Ausdruck gekommen sind, gehören [sie] schon selber von sich aus der Welt der Ausdrucksformen an, in der wir leben. Bei der anderen Gruppe dagegen, der Wärme, dem Licht usf. ist das nicht der Fall“ (143). „Auch auf Seiten der Gegenstände selbst kann so etwas vorkommen wie das eine-Meinung-haben, einen Sinn in sich tragen und zum Ausdruck bringen“ (153). Das ist möglich, weil es sich in ihnen um „Objektivationen des schaffenden Lebens“ handelt (148, 155, 156, 169 u. a.), und zwar nicht nur um Erzeugnisse des einzelnen Menschen, sondern auch des überindividuellen Gemeinschaftslebens. Misch spricht, etwas zugespitzt, von einem „Selbst“ (160) oder einer „Selbstheit“ (141), die ihnen zukommt. Er bezeichnet diese Gruppe von Gegenständen auch im Unterschied zu den theoretischen Gegenständen als „hermeneutische Gestaltungen“ (151, 157 u. a.).

Ihre wissenschaftliche Behandlung erfordert ebenfalls, nicht anders als bei den Naturwissenschaften, eine harte Verstandesarbeit, aber diese tritt nicht von außen an sie heran, sondern sucht sie von innen her, aus ihnen selbst heraus aufzuhellen, wobei, um auch hier wieder die für Misch wichtige Formulierung anzuschließen, [daß] „das Schaffen zugleich eine Explikation ist, als gedankenbildende Arbeit des Lebens selber“ (157). Die geisteswissenschaftliche Arbeit besteht also in einem Herausheben und Auslegen der in den Gegenständen selber enthaltenen Bedeutung. Ihre Methode ist die Hermeneutik, ihr Mittel dabei der evozierende Ausdruck. So kann Misch zusammenfassen: „Das Evozieren will die Gegenstände selber sprechen lassen, d. h. es will die Gegenstände, die [72/73] ihr eignes Selbst haben, zur Aussprache ihrer Meinung von sich selber bringen ... Die Sachen selber zum Reden zu bringen: Nicht bloß die Menschen, sondern die Sachen. Das ist möglich, sofern sie selber reden können, so daß wir nur hinhören lernen müssen“ (160). Welche Bedeutung der wissenschaftlichen Erfassung der hermeneutischen Gestaltungen den „Selbstaussagen‘ oder Aussagen, die innerhalb des geistigen Schaffens auftreten“ (161) zukommt, sei hier nur am Rande erwähnt.

9

Jetzt aber ist daran zu erinnern, daß die Geisteswissenschaften wiederum nur als Beispiel für den Gebrauch des evozierenden Sprechens dienen sollen, also nicht das Problem in seiner Gesamtheit umfassen. Misch hatte schon einleitend darauf hingewiesen, daß der Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht ein selbstverständlich Gegebenes sei, sondern erst einer „Herleitung“ aus dem ursprünglichen Welt- und Lebensverständnis bedürfe (142), und daß er nur darum bei den Geisteswissenschaften angefangen habe, weil hier das methodische Vorgehen am weitesten ausgearbeitet sei. An die Stelle des Verstehens von Gebilden der geistigen Welt tritt jetzt im weitesten Sinn das der uns umgebenden Welt. „Wir sprechen von Verstehen nicht bloß in Bezug auf Sätze der Rede, ... sondern auch vom Lebensverständnis, Menschenverständnis, Weltverständnis“ (173).

Damit erfährt der Begriff der Hermeneutik eine wesentliche Erweiterung. Aus einer auf das Gebiet der Geisteswissenschaften beschränkten Methodenlehre wird eine Bestimmung der

Logik in dem von Misch gefaßten weiteren Sinn einer Theorie des Wissens. „Denn von Auslegung redet man nicht bloß in Bezug auf die von Menschen geschaffenen Werke, Schriftwerke, Kunstwerke (schließlich auch Taten), sondern das menschliche Leben selber, dieses rätselhafte, von uns nicht gemachte, sondern uns umfangende, von uns gelebte Leben, ja auch die Welt, in der wir leben, ist Gegenstand der Auslegung, die das Mannigfaltige, Einzelne, das da an uns herantritt, die Lebensäußerungen des Menschen, die Geschehnisse des Weltlaufs nach ihrem Sinn in Gegenwart, Welt und Leben (?) befragt, wie man ein Kunstwerk aus ihm selber verstehen und durchforschen, auslegen kann, weil es ein Ganzes ist, das seinen Sinn in sich selber trägt“ (173). Misch kann sich hier als in die gleiche Richtung weisend auch auf Heideggers Hermeneutik des menschlichen Daseins berufen.

Hier erst, also nicht als schulmäßiger Standpunkt vorweggenommen, sondern als Ergebnis einer langen, schrittweise vorangehenden Begründung, ergibt sich für Misch der „hermeneutische Zug in der philosophischen Logik“ (170) oder, wie er abschließend auch sagt, die Notwendigkeit einer „hermeneutischen Logik“. Doch ist diese nicht mehr der Gegenstand der vorliegenden, dem speziellen Problem des Evozierens gewidmeten Arbeit. Ich hebe nur einen einzelnen Zug heraus, der die Nähe zu der von Litt vertretenen Auffassung besonders [73/74] deutlich macht: Wenn wir auch hier von Verstehen sprechen, wenn Misch auch hier, wie er es bei Goethes *Fischer* getan hat, von einer hermeneutischen Gestaltung spricht, so kann dieses Verstehen nicht mehr im Charakter seines Gegenstands als einer Objektivation des menschlichen Lebens begründet sein, sondern den Gegenständen selbst muß ein „Selbst“ zugesprochen werden, das sich äußern will und das durch den evozierenden Ausdruck zum Sprechen gebracht werden kann.

Damit berührt sich Misch in der Tat mit der Auffassung Litts, von der wir ausgingen: daß es eine Natur gibt, die von sich aus zum Menschen spricht und von deren Anrede sich der Mensch angesprochen fühlt, so daß in seiner Antwort, in der menschlichen Sprache, „die Welt selbst zum Reden“ kommt. „Im sprechenden Menschen spricht die Welt mit sich selber“ (Litt 191 f.).

So erklärt auch Misch allgemein von der „Selbstheit“ oder „Selbstdarstellung“ des hermeneutischen Gegenstands, „daß uns von ihrem Selbst her, ihrer Selbstdarstellung, eine eigene Meinung entgegenkommt, mit der von uns ausgehenden Meinung sich treffend, um dieses Sich-Treffen wiederum zur Vermählung mit dem uns Fernsten zu führen, da es uns in eine von dem anderen ausgehende Bewegung eingreift, wie unser eignes Meinen in das Leben des Gegenstandes selber hineintreten läßt, eine Vermählung, deren Frucht dann die hermeneutischen Begriffe sind, die eine Tiefe in den Dingen öffnen, zugleich mit dem Bewußtsein, diese Tiefe nie erschöpfen, sie [nie] in der Aussage voll aufheben zu können. Denn für die hermeneutische Bestimmung trifft allgemein zu, was Dilthey für die Geisteswissenschaft dargelegt hat: daß sie das Undurchdringliche nicht als einen niederen Bodensatz des Lebens zurücklassen, daß vielmehr die dunklen tiefen Töne von Erleben und Nacherleben in ihnen, wenn auch nur leise, alles begriffliche Denken begleiten“ (181 f.).

Wie nun der „Übergang von der im Lebensverhalten gehandhabten und in der Handhabung verstandenen Bedeutung des umweltlich-leibhaftig Begegnenden zu dem gegenständlichen Erfassen der Bedeutsamkeit als etwas den Dingen selbst Eigenem“ (182) im einzelnen geschieht, das ist das leitende Problem dieser Vorlesungen und kann nicht isolierend aus dem Gesamtrahmen herausgelöst werden. Aber es schien mir notwendig, diesen Ausblick wenigstens anzudeuten, ohne ihn durch eine vorschnelle eigne Deutung zu verfälschen.

Statt dessen scheint es angebracht, den Blick noch einmal auf das hier isolierend herausgegriffene Problem zurückzuwenden, auf die Funktion, die das evozierende Sprechen im Rahmen einer umfassenden Theorie des Wissens zu erfüllen hat.

Das Wesentliche ist zunächst der Hinweis, daß die Bemühung um Erkenntnis nicht mit den Ergebnissen des rein diskursiven Denkens mit seinen scharf definierbaren Begriffen zu Ende kommt, sondern noch ein Stück darüber hinausführt, daß dem (im engeren Sinn genommen) rein logischen Denken Grenzen gesetzt sind, die nicht zugleich Grenzen unserer Erkenntnis sind, und daß insofern der Irrationalismus des Sturm und Drang und der modernen Lebensphilosophie schon recht hatte, wenn er sich gegen diese Grenzen auflehnte, daß aber umgekehrt der bloße Irrationalismus sich im Unbestimmten verliert, wenn es ihm nicht gelingt, von sich aus eigne Begriffe, die Lebensbegriffe, hervorzubringen, die es ermöglichen, in einem evozierenden Sprechen das nicht direkt Aussagbare in den Blick zu bringen.

Hier aber melden sich gewisse Bedenken, die das Verhältnis von evozierendem Sprechen und hermeneutischem Vorgehen betreffen. Unter diesem Gesichtspunkt blicken wir noch einmal zurück auf die drei Beispiele, in denen Misch das evozierende Sprechen verdeutlicht. Offenbar sind es nicht, wie es zunächst scheinen könnte, gradmäßig sich steigernde Formen des evozierenden Sprechens, sondern untereinander qualitativ verschiedene Formen, die das Phänomen von verschiedenen Seiten in den Blick nehmen und auch in verschiedener Richtung weiterführen.

1. Bei der dichterischen Darstellung handelt es sich darum, daß in einer bildhaft zu verstehenden Sprache hinter der im Alltag erscheinenden sichtbaren Oberfläche der Dinge ein tieferes Wesen sichtbar gemacht wird. Darum kann man hier vielleicht von einer Symbolik sprechen (wobei noch offenbleiben kann, wieweit die Goethesche Ballade mit ihrem ausgesprochenen Symbolsinn paradigmatisch für die lyrische Dichtung stehen kann). Hier handelt es sich um eine Gliederung nach Oberfläche und Tiefe. Das verborgene Wesen der Dinge soll hier ans Licht gebracht werden, so wie es Eliade einmal sehr schön formuliert hat, „daß die Symbole ... die unmittelbare Wirklichkeit ... zum ‚Bersten‘ bringen“¹⁰. Sie wird im Symbol gleichsam aufgebrochen, so daß ein verborgener Kern sichtbar wird. Das gedanklich nicht Faßbare wird in einem anschaulichen Bild dem ahnenden Erfassen zugänglich gemacht. Dabei ist die Form der Sprache von der der Alltagssprache gar nicht unterschieden. Man kann das Gedicht auch als eine (wenn auch sehr merkwürdige) Erzählung auffassen. Erst hinter dieser Oberfläche, in einer nur zu ahnenden zweiten Schicht, tritt die eigentliche Bedeutung hervor. Und diese heraufzubeschwören, das eben ist die Aufgabe des Evozierens. Hier also kann man im strengen Sinn von Evozieren sprechen.

2. Als zweites Beispiel zieht Misch die religiösen oder metaphysischen Aussagen über das Unendliche heran, einen Bereich, der ihn vor allem in seinem *Weg in die Philosophie* nachhaltig beschäftigt hat. Den Vorgang, in dem hier durch die Negierung bestimmter Aussagen oder bestimmter Bilder auf das Unendliche hingeführt wird, kann man zwar ebenfalls mit gutem Recht als Evozieren bezeichnen, aber er kann mit dem zuerst bezeichneten Vorgang nicht gleichgesetzt werden. Hier handelt es sich um das In-Gang-bringen einer ins Unendliche fortweisenden gedanklichen Bewegung, nicht um die bildhafte Vermittlung einer verborgenen Tiefe. Es handelt sich nicht um eine Symbolik, sondern um die Aufhebung aller bildhaften Vorstellungen in einer wesensmäßig unanschaulichen Denkbewegung. [75/76]

3. Zum Problem werden die Verhältnisse erst bei den geisteswissenschaftlichen Begriffen. Hier handelt es sich nicht um eine gedanklich unfaßbare Tiefenschicht und nicht um über die Erfahrungswelt hinausreichende metaphysische Aussagen, sondern um Gegenstände der konkreten diesseitigen Welt, und auch in dieser nicht um verborgene, nur leise zu ahnende We-

¹⁰ M. Eliade: Methodologische Anmerkungen zur Erforschung der Symbole in den Religionen. In: Grundfragen der Religionswissenschaft. Hg. v. M. Eliade und M. Kitagawa. Salzburg 1963, S. 129.

sensbestimmungen, sondern um in der nüchternen Sprache der Wissenschaft vertretbare Aussagen. Hier erst ergibt sich die Notwendigkeit zur Ausbildung einer besonderen Form von Begriffen, die Misch dann als hermeneutische Begriffe bezeichnet. Ich würde aber zögern, diese Begriffe als evozierend zu bezeichnen und so vom „Evozieren als geisteswissenschaftlicher Methode“ (111) zu sprechen, während Misch überhaupt die Begriffe hermeneutisch und evozierend als gleichbedeutend zu nehmen scheint oder zum mindesten in der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik die begrifflich am weitesten fortgebildete Form des Evozierens sieht. Zwar ist es richtig, daß auch die hermeneutischen Begriffe einen Hof des dunkel Mitverstandenen mit sich führen, der dann in der Auslegung herausgearbeitet werden soll, so wie auch deren Verständnis nicht ohne ein gewisses persönliches Engagement möglich ist. Trotzdem wird man die hermeneutische Arbeit, die Interpretation der Gebilde der geistigen Welt, nicht als ein Evozieren bezeichnen dürfen, auch da nicht, wo sie die evozierende Wirkung eines Gedichts, wie des *Fischers* bei Goethe, bewußtmacht.

Es scheint also, daß bei Misch unter dem gemeinsamen Begriff des Evozierens Formen eines nicht rein diskursiv auflösbaren Sprechens zusammengekommen sind, die zwar eng miteinander zusammenhängen, die aber noch einer differenzierenden Analyse bedürfen, wenn sie in ihrem Zusammenwirken durchschaut werden sollen. Doch scheint Misch der Frage, wie evozierender Ausdruck und hermeneutische Arbeit in der Tiefe zusammenhängen, nicht weiter nachgegangen zu sein.

Es fällt überhaupt auf, daß Misch, der seine Logik „von unten her“, aus dem ursprünglichen vorthoretischen Lebensverhalten aufbauen will, seine Beispiele einer schon sehr entwickelten Schicht entnimmt und auf die einfachste Schicht, die in der gewöhnlichen Alltagssprache verwandten Wörter, nicht näher eingeht. Denn im Grunde sind schon die Wörter der Alltagssprache, sofern sie nicht bloße Namen oder wissenschaftliche Termini sind, also Wörter wie *Obst* und *Bank*, *spielen* oder *stehen*, so wie Hans Lipps sie als „Konzeptionen“ herausgearbeitet hat¹¹, hermeneutische Begriffe, und man wird auf diese einfachen Formen zurückgehen müssen, wenn sie auch nicht die volle Tiefe eigentlichen Evozierens erreichen.

So häufen sich die Fragen. Es ist nicht zu verkennen, daß Misch in seinen Logik-Vorlesungen nicht zu einem abschließenden Ergebnis gekommen ist. Aber gezeigt zu haben, daß zwischen dem Bereich exakter begrifflicher Erkenntnis und dem des rein Irrationalen ein weites Feld liegt, das der sorgsamsten Erforschung bedarf, und daß dabei dem evozierenden Sprechen eine wesentliche Erkenntnisfunktion zukommt, das bedeutet eine grundlegende Erweiterung der wissenstheoretischen Fragestellung. Wenn sich dabei Forschung als notwendig [76/77] erweist, so dürfte diese erst durch den entscheidenden Durchbruch bei Georg Misch ermöglicht und, wenn wir so sagen wollen, „evoziert“ sein. Aus der möglichst vollständigen Veröffentlichung der Manuskripte sind noch wertvolle Aufschlüsse zu erwarten.

¹¹ H. Lipps: Untersuchungen (vgl. Anm. 6), S. 55 f.